

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1950

6 (25.8.1950)



Der Lauerurm

Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde

*

Herausgegeben vom Albgau-Museum
und der Ortsgruppe Ettlingen des Landesvereins Badische Heimat

2. Jahrgang 1950

Beilage zur „Ettlinger Zeitung“

Nr. 6

1000 Jahre Mörsch

Das zum alten Amtsbezirk Ettlingen gehörende, draußen in der Rheinebene liegende stattliche Dorf Mörsch begeht in den Tagen vom 26.—28. August sein 1000jähriges Bestehen. Schriftlich niedergelegt finden wir Mörsch, oder wie es damals hieß, merisce, in einer Urkunde vom 12. Februar 940. In dieser Königsurkunde vermachte der damalige König Otto I., wie es damals und später verschiedentlich Sitte und Brauch war, den Ort Mörsch, im Ufgau gelegen, der Kirche in Speyer. Dem damaligen Bischof Amalrich vermachte der König

Ein Blick in unser Albtalmuseum in Ettlingen bestätigt dies. Während man im Orte selbst bei Umbauten römische Steintische, Töpfergeschirre und Münzen vorfand, die auf einem Gutshof in unserer Gegend schließen lassen, lieferten die Funde in der Sandgrube bei St. Johann kostbare und feine Stücke aus der Römerzeit. Neben einer größeren Anzahl von Urnen, Töpfen, Schälchen der verschiedensten Art mit hübschen Verzierungen und Ornamenten, wurden Altarsteinen, ein lebensgroßes Merkur-Relief und manches andere zu Tage befördert.



Die erste Kirche in Mörsch wurde 1378 gegründet

aus Liebe zu Gott und zum Heile der Seele den Ort mit allem, was dazu gehört an Höfen und Gebäuden, Äckern, Wiesen, Weiden und Wäldern. Doch schon Jahrhunderte zuvor herrschte Leben und Treiben auf unsrer Hardt. Soll doch der Name „merisce“, wie manch andere Bezeichnung, auf die Kelten zurückzuführen sein. Nach ihnen siedelten sich alsdann die Germanen auf den vom Rhein geschaffenen „Bergnasen“ an; und um Christi Geburt dröhnten die Schritte der römischen Kohorten durch unsere Gegend, sei es längs des Rheins, diesseits oder jenseits desselben, oder durch den Hardtwald.

Alle diese Funde hat man der Nachwelt erhalten und zur Besichtigung für jedermann im Albgaumuseum aufgestellt.

Die Alemannen, die nach der Römerzeit unser Gebiet bewohnt hatten, wurden ums Jahr 500 von den Franken nach Süden über die Murg verdrängt. Fränkische Adelige, Besitzer fränkischer Edelhöfe, u. a. Bertholdus de Merse, finden wir später als Urkundspersonen bei Schenkungen aufgeführt. Sie treten als Dienstleute der Grafen von Eberstein auf.

Mit den Franken kam auch das Christentum in un-

seré Gegend. So verstehen wir auch die eingangs angeführte Schenkung des Ortes an das Bistum Speyer. Von Speyer kam Mörsch bald an das Kloster Weißenburg, das ja noch verschiedene andere Orte unserer nächsten Umgebung besaß. Markgraf Hermann VII., der im Jahre 1291 unsere Gebiete als Lehen erhalten hatte, verpfändete diese 1306 an das Kloster Herrenalb, mit „walde, wazzer, weide, folgtei, eigenen lute“. 1350 wurde das Dorf wieder eingelöst und gehörte nun ununterbrochen zu Baden.

Kirchlich war Mörsch bis zum Bau einer eigenen Kirche i. J. 1378 Filiale von Forchheim. Fast 600 Jahre diente sie als Gotteshaus und konnte die guten und schlechten Zeiten, die über die Gemeinde hinweggingen, miterleben. Unter den Fehden und Kämpfen Ende des 14. und anfangs des 15. Jahrhunderts hatte sicher auch unsere Landbevölkerung zu leiden gehabt. Auf die friedlicheren Zeiten unseres Markgrafen Jakob I. folgten die unter dem Namen „Holzkriege“ bezeichneten Streitigkeiten und verschiedentliche Abmachungen mit Neuburg über die Festlegung des genauen Grundeigentums der einzelnen Gemeinden, die sich mit Unterbrechung bis zum Jahre 1801 hinzogen. Als unser Vater Rhein diesen jahrhundertlangen Händeleien nicht mehr länger zusehen wollte, schwoll er an, trat aus seinen Ufern und schickte sich an, das gehauene Holz wegzuschwemmen. So kam es endlich zur Einigung.

Der 30jährige Krieg ging auch an unserer Gemeinde nicht spurlos vorüber. Aus dem Jahre 1622 hören wir: „Nach dem Brande im Jahre 1622 hänge nur noch eine Glocke im Kirchturm, die drei andern sind zugrunde gegangen“. Die noch vorhandenen 27 Bürger besaßen neben ihrem Hofe noch 2—3 weitere Hofraiten, die jedoch nicht bebaut werden konnten und brach lagen.

St. Johann war z. Zt. der folgenden Erbfolgekriege ein gewaltiger Stützpunkt der Ettliger Linien. Beim Wiederaufbau dieser Linien mußten unsere Männer und Frauen Frondienste leisten, während unser Wald das Holz lieferte. „Dies Dorf ist so arm, daß ich die Kontributionsschuldigkeiten unmöglich anders beibringen kann, es sei denn, ich nehme ihnen ihr Zug- und Rindvieh weg“, schreibt der damalige Amtmann.

Die Herrschaften verfügten in Mörsch über verschiedene Höfe, die alljährlich durch den Vorträger ihre Abgaben an die Amtskellerei Ettligen abliefern mußten. Auch über diese Abgaben entspannten sich verschied-

entlich Meinungsverschiedenheiten. Wir sehen dies ganz gut bei den ehemaligen Heidehofgütern, den heutigen Allmendfeldern. Für diese längs des Hardtwaldes liegenden Felder sollten in den Jahren 1776, obwohl diese nur alle vier bis sechs Jahre zum Teil ein- oder zweimal gebaut wurden, pro Morgen und Jahr zwei Simmer Korn abgeliefert werden. Dem damaligen Schulheiß Burkarth gelang es, die Abgabe auf ein Simmer herabzusetzen und im Jahre 1809 konnte die Gemeinde diese Heidefelder als Eigentum erwerben. Trotz mancherlei Widerwärtigkeiten, die sich den Einwohnern entgegenstellten, wie Mißwachs, Wildschaden und damit zusammenhängend ihre Verarmung, haben sie nicht nachgegeben. Mit Fleiß, unermüdlicher Ausdauer sind sie immer wieder darangegangen, sich bessere Lebensverhältnisse zu schaffen. Während im Jahre 1727 die Gemeinde noch 200 Einwohner zählte, war sie bis 1835 auf rund 1000 Einwohner angewachsen. Bis zum Jahre 1875 war die Zahl auf 2400 gestiegen und heute zählen wir über 4500 Einwohner. Hier dürfen wir auch noch feststellen, daß die Bewohner gerade in schwierigen und schlechten Zeiten an die Ausführung größerer Aufgaben herantraten. Ganz gut sehen wir dies an der Entwicklung des Dorfes selbst. In den Jahren 1845—1850 wurde die neue St. Ulrichskirche gebaut. 1579 Seelen haben damals ein herrliches, prächtiges Gotteshaus erbaut. Nachdem es Ende des 2. Weltkrieges vollständig zerstört war, konnte im vorigen Jahre wieder der Einzug in die wiederhergestellte Kirche gehalten werden. Auch bei der Erweiterung des Ortes selbst sehen wir diesen Aufbauwillen.

Ein schönes Beispiel hierfür bietet die Zeit nach dem 1. Weltkrieg mit seiner Arbeitslosigkeit und Inflation. Unter gemeinsamer tatkräftiger Zusammenarbeit entstand damals ein neuer Ortsteil. Und wenn wir heute einen Gang durch das Dorf machen und betrachten hier, was allein von den über 120 im 2. Weltkrieg vollständig zerstörten Anwesen wieder aufgebaut ist und wie gegen Osten und Norden des Ortes neue Ortsteile entstehen, dann können wir verstehen, mit welcher Liebe und Freude gerade diese Bevölkerung auf das 1000-jährige Ortsbestehen zurückblickt. Es wäre noch vielerlei aus der Mörscher Geschichte anzuführen, doch dies will die Gemeinde beim großen Festzug am Sonntagnachmittag den Gästen zeigen; auch kann dies in dem schönen, vom Festausschuß herausgegebenen Festbuch nachgelesen werden. -em.



Solche Fachwerkhäuser aus dem 18. Jahrhundert geben auch heute noch dem 1000-jährigen Mörsch das Gesicht
Die beiden Abbildungen wurden mit Erlaubnis der Gemeindeverwaltung aus der Festschrift entnommen.

„Um Spechtwaldbrünne“

„Was die Viecher doch an guder Riecher hen, die Sakrischer“ meint der Jaköble zum Max als er schweißtriefend mit seinen Schweinen den Berg abtrieb, Ettlingen zu. „Sen de dehre bis do nuf in den fürchterliche Wall; awer Aichel hats do, Aichel sag ich der, der mochsich dir koi Bild. Horch was e der sag: wemmer derre Klomm do nuf geht, e Stun ebbes, no kommt mer in e Senkung nei, e ordliche Muhl mose scho sage, und Aiche stehn do, Kerlen, vier Mann met ausgschreckde Ärm langet net um se rum. Daß do Aichel hat, konsch der denke; des isch e Fresse for mei Sei. Awer s'isch e bißle an ohoimliche Wall dat dower. Ä dumpfs Brille, des Röhne vun der Hirsch. Und no isch do hower ä Hemmere un ä Klopfer, wie wenn mer de ganze dag schuschdere und nagele dät. Ä Omenge Schbächt hats in dem Wall. I sag der, der roinschd Schbächtwall. I bin emol in dere Muhl do howe e bißle rundappt — s'hat a ä paar Wässerlen — un horch was e der sag, was e mer scho denkt häb' wie e so zwische denne Aiche rumgscholbert bin, i häb denkt, so saudumm wär des gar net...“ Jaköble schwieg eine Weile, neigte den Kopf, auf dem er mit dem Handrücken eine alte Mütze aus der Stirn zurückgeschoben hatte, hin und her — hm, hm — brummte er und spuckte kräftig auf die Erde.

„Was hasch denn“, lauerte Max, „was hm, hm?“ „En Sauweg“, fuhr der Jaköble fort. „Isch des do nuff a fer unser oiner, des kind mer a anersich macher moine.“

„Ha des isch oifach“, maulte Max dazwischen, „wenn der der Weg zweid isch do nuff fer dich und dei Sei, no bleibsch hald hunner.“

„Noi Max, ned hunner, dower bleibe, dower Max.“

Fixer Deifel noch emol, feixte Max und spukte zweimal kräftig aus, kicherte dann in seinen rötlichen Bart hinein, blinzelte das Jaköble von der Seite spitzbübisch an und sagte: „Schbinsch vielleicht, hä, schbinsch Schaköble? Denk doch, do hower geht an rauer Luft, un vum Wall eloi kansch a ned läwer. Odder wilsch fromm wärre, hedsch's nedig, meiner Seel', so an Oisiedler vielleicht, awer der gibsch kei Sauhailiger, brauchsch kei Angschd ho.“

„I wais, i wais Max, s'isch en komnischer Eifall, awer ich häb hald so denkt, mer kennend jo vielleicht ä kloine Hitt dohowe baue, i häb mer scho ä Plätzle ogugd, bei dem Wässerle im Muhlode; freile 's had nix wie en Hauser mächtige Aicher und Hecke genug, awer vielleicht kind mer a e Paar vun denne Bemm haue un no e kloines Gärdle olege um so ä Hitt rum — isch des so gschbunna — i glab ned. I bring hald den Gedanker nimme los. Max, was moinsch denn?“

„A was, do driwer schlofsch noch e paar mol aus, Jaköble.“ Damit verabschiedete sich Max und drottelte seiner Behausung zu. Dabei murmelte er noch vor sich hin: Närrischer Kerl, närrischer, was wilsch denn du bloß ofange in dem Urwall dod dowe; laß dei Sei halt do hunner waidle, do am Berg hats a Aichel gnung.

Jaköble schlief in der folgenden Nacht schlecht. Die nächsten Tage aber durchdachte er seinen Plan mit der Siedlung in dem „Schbächtwall“ da oben in der Mulde wiederholt und je länger er darüber nachsann, um so möglicher erschien ihm ein solches Unternehmen.

Eines Tages sprach er mit seiner Eehälfte, der Kathrin, über seinen Plan, die — wenn auch nach anfänglichen Bedenken wegen der Einsamkeit in dem waldigen Gebiet, dann auch wegen der „wilden Viecher“, die sich da oben herumtrieben — doch schließlich halb und halb zustimmte. „Wenn hald moinscht Köbl“, sagte

sie eines Abends, als Jaköble wieder am Herdfeuer saß und einen schlechten Tabak rauchte, „no versuchs hald. Hasch awer an de Weg denkt do runner, hie und do mos mer hald doch's oi oder anner mol fer d' Haushaltung ebbes hole.“ — „Brauschsch nett viel mol runner, Kathrin, was mer henn, schlaifer mer nuff und nochher guge mer hald, daß mer dower e bißle ebbes obauer kinnd. 's braucht sei Zeit, i waiß, i waiß, awer mer isch hald doch ender sei eigener Herr fer sich.“ — Dabei paffte er ordentliche Wolken aus seiner Pfeife..

„Ja ja“, sagte Kathrin, die am Herd hantierte, „aber so eloi — so oidärmlich eloi, des isch mer halt arrig.“

„Ha no — ich bin jo schließlich a e weng äbber und wemer will, hat mer dad dower in dem herrliche Wall a a maniche Unterhaltung — und no, wer waiß, wie lang mer eloi wär.“

So beredeten beide diesen Plan und nach einigen Monden nahm er schon greifbarere Formen an. 's Jaköbl hatte sich Tag und Nacht mit seinem Siedlungsgedanken beschäftigt. Nicht immer zur Freude seiner Kathrin. Sie dachte in manchen Punkten anders als er. Es machte ihr Sorge, mit wem sie dann da oben inmitten dieses Spechtwaldes, wie Jaköble ihn nannte, ihre hausfraulichen Gespräche führen, mit wem sie Tagesereignisse besprechen sollte; ja sie fragte sich, ob man dann in dieser Einsiedelei des Waldes nicht ganz von der Welt abgeschnitten und so auf sich allein gestellt sein würde.

Und doch hatte dieser Gedanke auch bei ihr irgendwie Fuß gefaßt; auch sie plante, besonders wenn ihr Jaköble tagelang nicht heim kam; sie wußte wohl, daß er dann da oben streifte und gleich ihr über ihre Zukunft grübelte.

Der Herbst und der folgende Winter waren so vorüber gegangen. Manche Stunde im Winter wurde beim Schein des Kienspans und beim Knistern des Feuers im Herd dem Sinieren und Planen gewidmet.

Als dann der Frühling ins Land kam, litt es der Jaköble nicht mehr in der Albtalsiedlung in Etteningom — später nannte man es Ettlingen — es zog ihn in den Wald — hinauf auf den Berg. Er suchte seine Mulde auf und sah im Geiste sein Haus am Brünne in der Senke erstehen. Einmal nahm er Kathrin mit. Sie hatte unterwegs eingemalte tief geseufzt, als sie den Berg zwischen riesigen Eichen und dichtem Gestrüpp hinauf stiegen. Wenn wenigstens ein Weg wär, dachte sie; aber sie kamen heil oben an. Jaköble führte seine treue Weggenossin an das Plätzchen, an dem er oft gesessen und sinniert hatte.

„Do Kathrin, do kinder mer herbaue; guck, wemmer uns nor ä Heisle baue mit oiner Stub und ä kloiner Kammer; mer macher der Ern, daß ä bißle ä Os hat — e Pferch hinerum für d' Viecher und vornerum ä Gärdle. Siesch dad sell Brinnerle, 's glugst a so schee — ja i moin i her allerweil e Liedle.“ — „I moin, du glugsch a, Jaköble“, jammerte Kathrin, „jez verwegelsch a noch 's glugse midem singe — mer gehe widder hoim, die Wildnis isch mer doch z' arrig.“ Jaköble zog seine Kathrin sanft und sachte wie zur Zeit ihrer grünsten Liebe auf einen Stein. Dort saßen sie Seite an Seite eine gute Weile — sie schwiegen —. Beide spürten wohl die Liebe, die sie zusammengeführt hatte. Das war so schön, daß beide es unschicklich empfunden hätten, durch irgend ein Wort diese Stille zu durchbrechen. Ringsum große Eichbäume und in ihren Ästen das Hämmern der Spechte — vom Berg her rieselte ein Wasserlein und suchte sich seinen Weg unter Gras und Gestrüpp tal-

wärts. Man hörte ab und zu das Röhren der Hirsche. — Schließlich brach Jaköble das Schweigen. „G'heremer zamme oder nett, Kathrin?“ „Hajo g'heremer zamme.“ „Siesch, no bleiwe mer hald metnanner dohower.“

Ein stolzes Spechtpaar hatte aus dem Geäst, der dieses Brünnelein und den Stein, auf dem Jaköble und Kathrin gesessen hatten, überschattenden Eiche zugehört. Nur wenig Worte waren es — aber der Entschluß stand fest — hier wird der erste Holzrieb vorgenommen — hierher kommt die erste menschliche Behausung im Spechtwald.

In den folgenden Tagen und Monaten werkte Jaköble tüchtig an seiner Siedlung. Max und andere waren mit-herauf gestiegen um zu sehen, ob wirklich Ernst gemacht werde mit diesem neuartigen Siedlungsgedanken.

Im folgenden Jahr blühten die ersten Blümchen im Hausgarten vor Jaköbles Hütte. Für die Weide seiner Schweine hatte er sich bald einen schmaler Weg gebahnt am Brünnelein hinauf; auf der Höhe standen Riesen von Eichen; dort tummelten sich die Schweine, stolze Eber wa-

ren auch dabei. Später wurde eine Grasfläche angelegt, eine Wiese, die Eberwiese; so nennt man den Acker in der Gegend nach 800 Jahren noch. Aus dem Wägle am Brunnen wurde die Brunnengasse. Jaköble wurde wieder jung. Doch seine Kathrin, die jetzt oft allein war, wurde immer blässer und stiller. Als Jaköble an einem stürmischen Herbstabend aus dem Walde heimkam, fand er seine Kathrin hustend und in großer Atemnot neben dem Herdfeuer.

„Was hasch denn, bisch krank, Kathrin?“ frug Köble teilnahmsvoll. Es folgte eine bange Nacht; als der Morgen dämmerte, schlug Kathrin ihre müden Augen auf und sagte: „Jaköble laß mich wieder hoim.“ Dem rauhen Gesellen, das war Jaköble, stand eine Träne im Auge. Er wandte sich ab. Als er nach einer Weile sich seiner Kathrin näherte, hatte diese die Augen für immer geschlossen. Jaköble hielt Wache bei der ersten Toten aus der Spechtwaldsiedlung. Nach zwei Tagen trug er seine Kathrin wieder heim — hinunter in die Siedlung an der Alb. Jaköble aber kehrte allein zurück zu seinem Haus am Brünnelein. E. L.

Die Bedeutung der Funde unter der St. Martinskirche

I.

Der verstorbene Kunsthistoriker der Techn. Hochschule Karlsruhe, Prof. Dr. K. Wulzinger, hat vor 15 Jahren Ausgrabungen unter der Ettlinger Martinskirche geleitet. Über die Funde, die teilweise im Albgaumuseum ausgestellt sind, teilweise aber noch unter der Kirche besichtigt werden können, berichtete der Gelehrte damals folgendes:

Die vielfach nicht ganz richtige Darstellung des Grabungsvorganges in den Tagesblättern veranlaßt mich zu folgenden Zeilen, die dazu dienen sollen, weiteren Kreisen eine bessere Vorstellung von der Methode, den Zielen und Mitteln solcher Unternehmungen zu geben. In keiner Weise ist eine wissenschaftliche Auswertung oder gar eine abschließende Äußerung über die Funde bezweckt. Diese läßt sich erst nach mühevoller, monatelanger Kleinarbeit zahlreicher Forscher erzielen. Die Auswirkung solcher Funde etwa für die beschreibende Kunst- und Baugeschichte, die Geschichte, Urgeschichte, Anthropologie und Heimatkunde, erstreckt sich über Jahrzehnte.

Wie kam es zu der Grabung?

Zunächst einiges vom Beginn der Grabung. Es ist unrichtig, daß nur „der Zufall“ auf derartige Entdeckungen führt. Auch in unserem Falle war es nicht so. Die verlockende Grabungsmöglichkeit lag vor mir und drei Überlegungen gaben die Richtung des ersten Suchgrabens: Die Nordseite des Kirchenschiffes schien verlockender als die Südseite, obwohl später dort auch Funde gemacht wurden, weil auf der Nordseite das natürliche Terrain der Albinsel, auf der bis ins 14. Jahrhundert die St. Martinskirche stand, höher war. Neben dem jetzigen Alblauf zog noch ein anderer Arm durch die heutige Entengasse und in dieser Richtung dürfte der Boden sumpfiger und weniger verlockend für eine Bebauung gewesen sein. Zum Zweiten wurde eine schräge Richtung gewählt, weil hierdurch größere Möglichkeiten gegeben waren, Fundamente, besonders der

späteren Periode des gotischen und hohen Mittelalters zu scheiden. Drittens ließ nicht nur die Lage, sondern auch der Name St. Martinskirche vermuten, daß hier ein sehr altes, vielleicht sogar eine an germanische, heidnische Überlieferungen und Kultstätten anschließendes Heiligtum zu suchen ist. Die sichere Datierung geht jedenfalls heute schon über die karolingische und merowingische Zeit auf die Antike zurück. Wie also auch hier Überlegungen, wenn man will, Spekulationen den Anfang bildeten, so war es auch bei den großen Grabungsunternehmungen von Heinrich Schliemann bis heute. Die mesopotamischen Ziegelruinen unserer großen Berliner Architekturmuseen, um die uns die Welt beneidet, verdanken wir dem scharfen Forscherblick des Altmeisters deutscher Baugeschichte, Robert Koldewey, der zugleich das alte Babylon damit wiederentdeckte. Humann suchte zwar nicht den Pergamener Altar, aber er suchte die Pergamener Staatsmärkte, auf deren eipem, und in dessen späterer byzantinischer Umbauung er den berühmten Altar fand. So ließen sich noch zahllose Beispiele nennen. Dagegen ist es natürlich eine gewisse Glückssache, daß die erwarteten Funde auch wirklich zu machen sind. Mauern können zerstört, ja herausgenommen sein, so daß man sie nur mehr in Fundamentgruben feststellen kann; datierende Beigaben von Gefäßen, Münzen und Kleinkunstwerken usw. können ausbleiben. Man kann 20 Zentimeter an der wichtigsten Stelle vorbeigraben, dann hat man natürlich mit seinem Suchgraben Pech. Wir aber hatten Glück, denn schon am Ende des Suchgrabens stießen wir auf die Rundung einer Apside, die mit einem Schläge zeigte, daß hier etwas Seltsames und Wichtiges lag. Es war dann unsere Sache, diese Spur mit einer leider durch die fortgeschrittene Restaurierung der Kirche aufgezungenen Hast zu verfolgen, um gerade noch rechtzeitig zu beweisen, daß diese Untersuchungen nicht nur gemacht werden könnten oder sollten, sondern mußten.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck nur mit Erlaubnis der Herausgeber. Verlag der Ettlinger Zeitung. Druck: A. Graf, Ettligen. Einzelnummer 10 Pfg., Jahresbetrag 1.— DM zuzüglich Porto. Erscheinungstag: 25. 8. 1950.